

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 25 (1921)

Buchbesprechung: Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schweizer-Bücher und Bücher von Schweizern.

Walter Morf. *Värse und Liedli vo dinne und duß.* Langnau (Bern), Heiniger & Cie., vorm. Wyk'sche Buchdruckerei, 1920.

Der Berner Dichter Walter Morf, der den Freunden und KENNERN unserer einheimischen Dialekt poesie durch seine früher erschienenen, gut aufgenommenen drei berndeutschen Versidyllen „D's Mejeli, es Lied vom Land“ (1916), „Um Heidewäg, es Lied us em Seeland“ (1917) und „Im Lindetal“ (1920) längst kein Unbekannter mehr ist, schenkte uns neuerdings in seinem anmutigen Lyrikbändchen „Värse und Liedli vo dinne und duß“ eine weitere beachtenswerte Spende seiner gemütvoll-schlichten, echt bodenständigen Heimatkunst.

Eine stattliche Zahl fernhafter bern-deutscher Dialektlieder hat uns der Dichter dieses Mal zu einem köstlichen Strauß gebunden, der auch außerhalb seiner engern Gemeinde Anerkennung finden dürfte. Morf versteht es, die zarten und feinsinnigen, oft schelmisch lächelnden, oft schmerzlich wehmütigen Blüten seiner Liedkunst in einem Garten zu pflücken, in dem er sich wohl und vertraut fühlt. Haus und Heimat, Natur und Leben, wie er sie sieht, liebt und erlebt, bilden das uralte und doch ewig neue und dankbare Thema seiner Liederwelt. Und er weiß es zu gestalten mit innigem Klang und tiefer seelischer Hingabe, ungesucht im Gehalt und ungekünstelt in der Form, als ein bestes Stück seiner eigenen Natur, seiner persönlichen dichterischen Anlage und Wesenheit.

Gleich seinen schaffensfreudigen Vorläufern und Kunstgenossen Lienert, Reinhart und Eschmann wurzelt auch Morf mit seinen Weisen auf demsichern und traulichen Boden des echt Volkstümlichen, des im besten Sinne des Wortes urwüchsig schweizerischen Empfindens und Darstellens.

Walter Morfs berndeutsche Lieder zeichnen sich durch eine wohltuend schlichte und ungesuchte Natürlichkeit aus; Farbe und Ton, lebensfrische Munterkeit und schmerzlich bebende Wehmut ergeben sich wie von selbst aus der reichen Herzensfülle eines empfindsamen Dichtergemüts. Und neben dem rein poetischen Gehalt bergen diese Lieder auch einen zarten musikalischen Reiz, der schon eine Anzahl unserer einheimischen Komponisten zur Vertonung einzelner dieser Weisen angeregt hat. Gedichte wie das köstlich innige „Myrn Chind“, „Es Schtärnlî“ oder das unvergleichlich stimmungsvolle „Abesied“ rufen eigentlich geradezu einer Kunstverständigen Aussprache der ihnen innwohnenden Melodie. Zu den individuell empfundenen und sich demgemäß aussprechenden Liedern möchte ich auch die Stücke „Vor Jahre“, das humorvolle „J de Lyla“

und den wehmütig erklingenden Epilog „Guet Nacht“ rechnen, die für die Echtheit der lyrischen Begabung dieses volkstümlichen Sängers bestredtes Zeugnis ablegen. Dr. Alfred Schaer.

Heinrich Federer. *Spitzbube über Spitzbube.* Eine Erzählung. Grotesche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Bd. 146. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung, 1921.

Diese meisterhafte Erzählung, deren Schluss wir in heutigem Heft bringen, bedarf eigentlich keiner weitern Empfehlung. Unsere Leser kennen sie. Ich rechne sie zu Heinrich Federers besten Werken, und „Die Schweiz“ kann ihren 25. Jahrgang wahrlich nicht besser abschließen als mit dieser ausgezeichneten Leistung eines unserer bodenständigsten Erzähler. Soll ich besonders hervorheben, wie liebevoll der Dichter seine Gestalten zeichnete, den Heinz Bürgler, den Simon Quicker, wie virtuos er z. B. in jener unvergeßlich einprägsamen Szene im Erzherzogsschloß zu Innsbruck den Entschluß des Stadtkaßiers, den Auftrag des Landesherrn auszuführen, motiviert; soll ich die Grundidee des Werkes, die im Schlüßkapitel aus dem Munde des Heiligen im Rant und zuvor vom invaliden Klebli zum Ausdruck gebracht wird, noch rekapitulieren? Ich denke, unsere Leser, die wirklich zu lesen wissen, werden dieses von warmer Menschenliebe erfüllte, von Leben sprühende Werk verstehen und mit uns als ein Geschenk von hohem Wert, von starker dichterischer Ursprünglichkeit schon längst erkannt haben und ihre helle Freude an der herbwürzigen, den schweizerischen Nährboden nirgends verleugnenden Sprache mit uns teilen. Möge das ganz prächtige Buch, das zwar im Jahrhundert Nikolaus von der Flüe spielt und doch so gegerwärtig und zeitgemäß anmutet, seinem inneren Wert entsprechend gewürdigt werden! Unsere besten Wünsche begleiten es auf den Weg, und unseres Dankes, daß wir es seinen Landsleuten zuerst haben vermitteln dürfen, kann der Dichter versichert sein! H. M.-B.

Ernst Zahn. *Jonas Truttmann; Roman.* Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlags-Anstalt, 1921.

Das neueste Werk Ernst Zahns läßt einen nicht los, wenn man es aus der Hand gelegt hat. Es ist „allen Darbenden“ gewidmet. Ein Darbender ist auch die Titelfigur. Jonas Truttmann leidet Not am Leben; er kommt trotz den wohlgeordneten und äußerlich sichergestellten Verhältnissen nicht zu einem rechten Lebensgenuß. Durch grobe Vernachlässigung von Seite seiner Nächsten erwächst ihm ein bleibender Schaden. Ein Bein wird steif und verkürzt, schlentert ihm beim mühsamen Stelzengang frei

in der Lust und führt ihn schließlich zu einem verfrühten Tod. Was dazwischen liegt, ist innere Not und Bitternis, Enttäuschung über Enttäuschung; auch das Glück, das ihm kurz erblüht in der Liebe zur strahlenden Inocenta Pinelli, zerschellt, da sein gesunder, führer und verlockender Bruder Geni dazwischentreitt und Inocenta für sich zu erobern sucht. Beim ersten Verdacht leidet Jonas bittere Qualen. Sie machen ihn hart, bitter, ja grausam und ungerecht. Was sein Verstand und sein fester Wille zusammenbringen, verliert das Herz. Wenige Personen reiben sich im engen Hause. Inocenta zerbricht darob in der Blüte ihrer Jahre. Erst am Ende seiner Tage erkennt Jonas, wie unrecht er ihr getan. Sein Gefühl erwacht. Um heranwachsenden Sohn erlebt er endlich wieder ein bisschen Freude.

Jonas Truttmann ist ein Entwicklungsroman. Vom Knaben begleiten wir ihn bis ins reife Mannesalter. Den Hintergrund bilden die Berge der Innerschweiz. Die Geschichte ist ganz aufs Psychologische gestellt. Die äußern Geschehnisse treten zurück. Ein reiches inneres Leben beherrscht jede Seite. Wir gucken in die hintersten Falten der Seele dieser Menschen. Ein deutlicher Plan besteht von Anfang an. Bis in die letzten Konsequenzen ist er durchgeführt. Ein virtuoser Techniker des Romans ist am Werk. Vielleicht tritt das vorgezeichnete Ziel etwas zu deutlich heraus. Aber packend, trotz etlicher Grausamkeit, bleibt das straff durchgeföhrte Hauptmotiv: der so viel Unrecht im Leben erlitt, wird aus Gram und Verbitterung selbst hart und ungerecht. Der Kohlhaasgedanke, ganz neu erfaßt und gestaltet. Wirklich g'staltet! Das macht es, daß wir ohne weiteres mitgerissen werden. Die Figuren haben Überzeugungskraft, einzelne Szenen sind von plastischer anschaulichkeit: der Tod der Mutter, das Leben im Seegut mit der unheimlichen Lust, die unverbrüchlich getreue Magd, der alte Pinelli, der Säufer. Die knappe Sprache mit den kurzen Sätzen hat etwas Lapidares; sie erhöht die Klarheit der Darstellung. „*Jonas Truttmann*“ wird im reichen Dichterwerk Ernst Zahns stets einen Ehrenplatz einnehmen. Seine große Lesergemeinde wird mit Freuden nach diesem seinem neuesten Werke greifen.

Ernst Schmann, Zürich.

Jakob Bührer. Aus Hans Storrers Reisebüchlein. Schweizer. humoristisch-satirische Bibliothek. 2. Band. Zürich, Paul Altheer, Verlag, 1921.

Wenn einer ein soziales Gewissen hat, das so empfindlich reagiert wie dasjenige Hans Storrers, so ist er tatsächlich im Irrtum, wenn er glaubt, auf einer Valutareise nach Wien eitel Vergnügen und Amusement zu erleben. Wäre es aber besser, er hätte das alte Mobiliar der Tante Salome nicht geerbt und hätte es nicht pietätlos verklopft und die 1275 Franken in Kronen österreichischer Papierwährung umgewechselt? Reineswegs! Gerade der arme Magazinierer Fritz Storror tat gut daran, im Irrtum besangen zu sein, er werde sich mit dem Erbe der guten alten Tante einmal eine sehr

kurzweilige Valutareise genehmigen, um die Erfahrung zu machen, daß ihn die traurigen Gedanken noch nie so verfolgten wie jetzt, da er sich „amüsieren“ ging. Wäre sonst dieses Reisetagebuch entstanden? Wäre sonst ein Büchlein entstanden für jeden, der, die Taschen voll Papierkronen, über Buchs hinaus in österreichische Lande fährt, um sich da einmal als Millionär aufzuspielen und die Preise für die nötigsten Dinge durch rege Nachfrage in schwindelhafter Höhe halten zu helfen, und die beim Kommen nichts, rein gar nichts davon gemerkt zu haben behaupten, daß in Wien Not und Mangel herrsche, weil sie mit diesen massenhaften Papierkronen alles haben können, was ihr Herz begehrte. Hier können sie lesen, wie es ihnen auf ihrer Fahrt ergangen wäre, wenn sie nicht bloß an sich gedacht hätten, wenn sie sozial fühlten würden, — kurz, wenn sie nicht zur kompakten Majorität der Ferienreisenden nach der ehemaligen Kaiserstadt gehörten, die sich wirklich und wahrhaftig amüsieren können, wo es Leute gibt, die Hungers sterben, weil für sie die notwendigsten Lebensmittel zu teuer sind. — Das Büchlein, das sich Paul Altheers „Politik im Frack“ (siehe Heft 8, S. 474 der „Schweiz“) in seiner äußern Aufmachung und am innern Wert würdig an die Seite stellt, sei um seines im besten Sinne aktuellen Gehaltes willen weitesten Kreisen zur Leftüre empfohlen. Was uns Bührer darin erzählt, ist erlebt, und wohl dem, der eine Valutareise macht und sie so erlebt!

H. M.-B.

Gottfried Fanthäuser. Am Himmelbach. Eine Erzählung aus dem Emmental. Basel, Röber C. F. Spittlers Nachfolger, 1921.

Zwei Nachbarskinder aus Säge und Mühle entzweit dieser Bach, in Wetternächten seine Dämme brechend, die Väter. Als ihr Spielkamerad hatte er unter Weidenzelten ihre Kinderliebe gesehen; symbolisch verstanden als „Himmelsbach“, hilft er ihnen in schweren Jugendjahren ihre Treue aus feindlichen Geschichten herauszuretten. Freilich stirbt, nachdem das Glück, ein schlichtes Heimatglück, errungen ist, Aenneli, die Braut, sich nach williger Entzagung nun vollends zum guten Engel des Tales verklärend, wo keine Hütte der Armut ihren Zuspruch und Beistand hatte entbehren müssen. Mit religionspädagogischer Tendenz verbindet Fanthäuser in diesem Entwicklungsroman die Haltung eines Volkschriftstellers aus bester Schule. Dem erbaulichen Charakter seines Buches gesellt sich epische Fülle, Landschafts- und Sittenbild, bürgerliche Schicksalswelt und originelles Sprachgut gemütswarm und heimatreu ausschöpfend. Nicht selten fühlt man sich an den volkstümlich launigen Erzählerton Hebels erinnert, das „Es gfällt mer nume'n Eini“ klingt auch quellfrisch, und die auf dem klassischen Boden der schweizerischen Dorfgeschichte lebenden und von „Wassernot im Emmental“ nicht verschonten Helden hausen und reden, dank einer kräftigen Realistik, treuen Lokalfarben und einem lehrhaften Ernst in mehr als einem Betracht gotthelfisch. Die un-

erreichbare Gestaltungsmacht des Vorbildes immer zugegeben! Im Anfang glaubt man sich ermüdenden Längen gegenübergestellt; doch bald gelingt es dem gemütlichen Idylliker und ergriffenen Darsteller der Volksnot, diesen Eindruck zu entkräften und uns mit diesen gewissenszarten Stillen im Lande zu befrieden. Mit Menschen, die bei pietistischer Richtung, deren ideale Werte zu beweisen sie da sind, sich schlicht und mit treuherziger Frische geben, und in Schicksalsstunden, in Stunden der Versöhnung, wo alter Haß in Güte schmilzt, feierlichen Aussprachen aus dem Wege gehen und ihre Sachen mit bauerlichem Herzenstaat zum Austrag bringen. Fanthäuser ist ein Darsteller der Heilsbegier und Heilsgewißheit volkstümlicher, weltunkundiger Menschen. Reich und mit großzügiger Güte treten sie, wenn der Unlach da ist, aus ihrer Armut und Abgeschiedenheit, aus ihrem treuherzigen, versunkenen Verkehr mit den biblischen Gestalten, aus ihren gleichnissereich durchblühten Blumengärtchen hervor, mit arbeits harter Hand ihren Notpfennig den vom Schicksal geschlagenen Freunden so feinfühlig bietend, wie diese ihrerseits ihn zurückweisen. Ihr Glück und ihre Sorge heißt Sonntagschule; dieses darstellend taucht der idealistische Verfasser tief ins Volksgemüt. Offenbar ein erfahrener und kinderseelenkundiger Unterweiser der Jugend, leihst er seinen Helden einen rührenden Willen und die Fähigkeit, das religiöse Gefühl in den Kindern zu wecken, worauf er sie mitunter ein wenig über die Wirklichkeit hinaus, doch zart und lieblich reagieren läßt. Mit der Gestalt der grammatischen Mutter und Witwe, die den Sohn in die Welt, doch nicht aus der Wachsamkeit ihrer Gebete entläßt, ihren Schlingen entrinnen und mit Ehren heimkehren sieht, wird Fanthäuser einer bleibenden Aufgabe des Volkschriftstellers gerecht.

Anna Fierz, Unterägeri.

C. A. Ochsner. Felix Starkmuth. Ein Reformationsversuch. Zürich, Buchdruckerei Schmann & Scheller. Im Selbstverlag des Verfassers, 1921.

Daz das dieses Buch zunächst befremden wird, steht außer Zweifel; daß es als Kunstwerk nicht in Betracht fallen kann, erweist sich schon bei einer flüchtigen Durchsicht, und daß vieles darin — wenn wir es als Neuerung einer persönlichen Welt- und Lebensanschauung ins Auge fassen — unklar und verworren ist, soll ohne weiteres zugestanden sein. Und doch: besonders das erste Kapitel hat stilistische Qualitäten, die zum Aufhorchen zwingen; grammatisches, zuweilen sogar, trotz mehrfacher Durchsicht des Manuskriptes durch Drittpersonen, noch stehen gebliebene orthographische Versehen täuschen nicht über die Tatsache hinweg, daß der Verfasser durchaus nicht zu den Leuten zählt, die nichts zu sagen haben, sondern — wenn auch nicht überall Neues, Eigenstes, doch recht vieles in dieser Arbeit ausdrückt, was innerlich schwer erkämpft ist, um das er noch heute kämpft, das ihm vielleicht klarer vorschwebt, als er es zu sagen weiß, und daß wir hier in diesem Manne der praktischen Arbeit, der die Welt sozial refor-

mieren möchte, einen jener Kämpfer, jener Kämpfer kennen lernen, die eigensinnig und zähe an einem Ziele festhalten, das ihnen als rettender Port aus unserer zerfahrenen Ordnung erscheint, wo der Mensch im Nebenmenschen nicht in erster Linie den Artgenossen sieht, sondern den Standesgenossen oder den sozialen Gegner. Dieser Felix Starkmuth wächst heran, macht eine Reise in die weite Welt, gerade da der große Krieg ausbricht, kehrt zurück und tut Dienst an der Grenze. Er ist keiner von den gewöhnlichen Globetrottern; er hat seine eigenen Augen im Kopf, seine eigenen Gedanken über das, was er sieht, und setzt als Sonderling alle, selbst seine Mutter, in Schrecken oder in heitere Stimmung, je nach ihrer Einstellung zu ihm. Zuletzt findet er seine Hadwig, findet das Ziel in einer Arbeitsgemeinschaft, „einem Unternehmen, das nur freie Männer nährt“... Das Buch ist reichlich abenteuerlich, vielenorts nicht ganz klar, das Ziel nicht scharf umrisSEN dargestellt. Aber dieser in Niedsches und Schopenhauers Werken belesene Autodidakt ist ein Kämpfer, einer der Kämpfer unserer Tage — und darin liegt der psychologische Reiz dieser seltsamen Erzählung, über die man sich zuweilen ärgern mag, die man aber schließlich doch zu Ende liest als ein lebenswertes Dokument unserer suchenden Zeit. H. M.-B.

Hans Morgenthaler. Matahari. Stimmbilder aus den malaiisch-siamesischen Tropen. Mit 24 Federzeichnungen, nach Motiven aus siamesischen Buddhatempeln, vom Verfasser. Zürich, Druck und Verlag Art. Institut Orell Füssli (o. J.).

Dieses schöne Buch des Berner Geologen Hans Morgenthaler gehört zu denen, die nicht bloß interessante Reiseerlebnisse uns vermitteln und fremdartige Weltteile äußerlich gut darstellen; denn der es schrieb, ist ein Dichter, und sein Hauptinteresse gilt den Menschen des asiatischen Himmelsstrichs, den gelben und braunen, die uns aber in seiner Darstellung auffallend verwandtschaftlich anlächeln. Wie hat er auf seinen einsamen Forschungsfahrten in den Dschungel die Seelen dieser Kinder einer fernen Zone durchforscht, und wie virtuos — oft nur mit wenigen Worten — weiß er sie uns nahe zu bringen! Diesen Urs, den trefflichen Diener, der ihm später den rührenden Brief schreibt, die reizvolle Nu Riang — zu deutsch: Duckmaus —, die nicht nach Kedah gehen will, um zu heiraten, wenn der Tuan (Herr) in Siam sich häuslich niederlassen, eine Frau nehmen und einen Sohn haben will, und die so flangvoll „Ja“ sagen kann, den einzigen Laut, der den Verfasser an die Heimat erinnert. Aber auch den Kampf mit dem Urwald erleben wir, die Spannung einer recht gefährvollen Reise in Begleitung eines Burschen, der gegen den Fremden Böses im Schilde führt; das Fieber schüttelt den Reisenden, seine Begleiter sterben an der Cholera ... kurz: das Buch ist reich an packenden Erlebnissen, äußern und innern; was ihm aber den eigenartigen Zauber verleiht, der uns nicht losläßt, ist die echt dichterische Art der Darstellung, die

lebendige Erzählung und der flotte Stil, der es hoch über den Durchschnitt solcher Reisewerke stellt. Vor allem aber ist es die seelische Vertiefung in der Menschenschilderung, die den Leser fesselt. Das wertvolle, mit 24 sehr schönen Federzeichnungen des Verfassers geschmückte und vom Verlage liebevoll ausgestattete Buch sei den Freunden guter Reisewerke aufs wärmste empfohlen!

H. M.-B.

G. Peterhans-Bianzano. Vom Rheinfall zum Schnebelhorn. I. Bd., Winterthur, Verlag A. Vogel.

Er ist nach dem Rheinsberg gepilgert und erzählt uns: „Ich liebe diese stillen, langgedehnten Rheinlandschaften; sie erinnern an Hans Thomas' und Emil Weltis poesiedurchwirkte Bilder. Sie sind das Zauberreich romantischer Sagen, geschichtlicher Erinnerung und der weithin irrenden Phantasie. Frei schweben Augen und Gedanken, dem hellen Flusse folgend, über kräftig grüne und dann blasser blaue Hügelwellen, an deren Füße die grauen Schwarzwaldstädtchen sich in den Wassern spiegeln. Keine schroffe Bergwand sperrt die Flucht der weichen Linien; unmerklich zerfließen sie in einem weißen Nebelstreifen oder in rosafarbenen Abendwölkchen. Die Gedanken aber, sie wandern strömabwärts weiter zum spitzen Münster zu Straßburg, nach dem lieumbrausten Schlosse zu Heidelberg, zur Lorelei, bis hinab nach den kreisenden Windmühlen am Meerestrande.“

Peterhans heißt der Verfasser, und „Vom Rheinfall zum Schnebelhorn“ sein Werk. Es ist als Weihnachtsgabe 1920 bei Vogel, Winterthur, erschienen, und hat den Lauf um die Kunst der Leser mit andern Neuerscheinungen begonnen. Das gefällige Titelbild (ein Wanderbursche zwischen Trauben und Apfeln eines muntern Bögleins fühnem Fluge folgend) verrät in ihm das Wanderbuch. Wir durchwandern im Geiste das Gebiet nördlich Winterthurs bis zum Rheinfall. Der Autor schildert uns seine Eindrücke, die ihm während eines Vierteljahrhunderts entgegentrat, erweitert durch kurze Ausflüge in die Gebiete der Lokalgeschichte und Volkskunde.

Die kurzen, in sich abgeschlossenen Abschnitte machen die Lektüre angenehm, sein künstlerischer Buchschmuck das Durchblättern kurzweilig.

Die Fülle und Vielgestaltigkeit des Stoffes lassen jeden Leser auf seine Rechnung kommen. Er freut sich an der subjektiven Note, die Peterhans seinen Betrachtungen zugrunde legt. Lyrik, Humor, Satire und Ironie lässt er trefflich spielen. Die davon betroffenen Talschaften oder Dörfer oder Dorforiginale erhalten ihren eigenen, befreienden Reiz.

Der Autor beobachtet ein Dutzend schöne oder bemerkenswerte Dinge, die uns entgehen. Er sieht ein heimeliges Riegelhaus; er hält sich bei einem bemoosten Brunnenstock auf; er hört eine kunstvoll geschniedete Wetterfahne

knarren; Berg und Tal werden vor ihm zu Gestalten; Hügel, Wälder und Bäche erzählen ihm Geschichten vergangener Tage; Burgen und Kirchen, selbst Bäume reden zu ihm eine Sprache, die wir nur durch ihn wieder verstehen können. — Und durch eben diese anspruchslose Sprache fühlen wir uns von den Zeugen verträumter Zeiten mit magischer Kraft angezogen.

Peterhans schöpft beiläufig wohl aus Chroniken, aus didaktischen Büchern über Geschlechter, Vogteien, Burgen und Kriege. Seine unver siegbare Quelle aber ist die eigene Anschauung, Phantasie, wenn wir wollen; aber geziugelt durch psychologisches und historisches Empfinden.

Trockene Begebenheiten, düstere Hexenprozesse, gruselige Galgengeschichten und drollige Schildbürgerstreiche erzählt er uns mit der bescheidenen Natürlichkeit, wie er die Farbenpracht der Täler im Glanze der untergehenden Sonne, durchflügeln von den Klängen der Abendglocken, schildert. Wieviel Schönes und Trauliches und Interessantes unser engeres Heimatlandchen birgt, verspürt erst der, der dies Werklein gelesen hat. Er wird es alsdann zu seinem Wanderstab legen und mit andern Augen die Fluren durchstreifen und jauchzen: „Schön bist du, mein Vaterland!“

Das Büchlein, dessen zweiter Band das nächste Jahr erscheinen wird, erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Volkstümlich, auch dem einfachen Leser recht zur Unterhaltung, birgt es doch bescheidene Ansätze, deren volkspsychologischer und philologischer Wert früher oder später einmal gewürdigt werden wird.

Wünschen wir dem Erstlingswerk (wie der Autor es nennt), daß es „zum vermehrten Besuch und zu einer höheren Werthschätzung unserer reizvollen Umwelt anrege“, dann wird es dem Verfasser recht und dem Verleger billig sein.

Rolf Kolb, Zürich.

Theodor Wiget. Pestalozzi. Eine Einführung in seine Lehre und seine Werke. Frauenfeld, Verlag von Huber & Co.

Diese kleine Schrift zur Kenntnis Pestalozzis sei allen denen, die sich mit dem großen Schweizer Schulmann beschäftigen wollen, empfohlen. Sie kann allerdings keinen umfassenden Begriff der reichen Persönlichkeit geben, wirkt auch, trotz guten Willens, es nicht zu sein, oft ein wenig lehrhaft und trocken, was einer Einführung, die volkstümlich sein will, nicht wohl ansteht. Als Ergänzung zu dieser Schrift möchte ich deshalb gerade hier das schon vor Jahren erschienene prachtvolle Pestalozzi-buch von Wilh. Schäfer nennen. Die Kraft des Dichters vermag uns den teuren Menschen lebendiger zu machen, als diese Einführung eines Pädagogen, der übrigens wie der Titel es sagt, nicht vom Leben Pestalozzis, sondern von seiner Lehre und seinem Werke schreibt. Ich wiederhole: die kleine Schrift ist lesenswert. Man soll sich aber mit ihr nicht begnügen.

Emil Schibli, Lengnau b. Biel.